

---

n e t z T E X T E

von

Christian Heinke

**versalia.de**

---

# Inhalt

Das erste Mal . . . . .	1
Die SchÄ¶nheit . . . . .	4
Das Licht . . . . .	9
Kabbalah (Leseprobe) . . . . .	13
Das Mal (Leseprobe) . . . . .	16

# Das erste Mal

Die KÄxtle war dieses Jahr ganz plÄtzlich Äber das Land gekommen. Von einem Tag auf den anderen wurde es Herbst. Ich weiÄt nicht wie es ihnen geht, aber mich beunruhigt das Kommen der KÄxtle immer ein wenig. Es erinnert einen daran, das sie eines Tages kommt - und dann nicht mehr gehen wird.

Eines Tages wird sie einen mit sich nehmen.

Sie sehen schon, der Herbst macht mich immer etwas melancholisch. Doch diese Jahreszeit hat auch etwas fÄr sich. Alles wird weniger hektisch und die Menschen handeln und denken ein wenig bedÄxtiger und mit mehr Ruhe. So fand ich mich auf meiner, mir seit Jahren vertrauten Bank im Stadtpark wieder und genoss diesen angenehmen Herbsttag. MÄtter schoben ihre Kinder in kleinen Kinderwagen vor sich her. Die Luft war noch mild und roch nach fallenden BlÄttern.

Da setzte sich ungefragt ein Mann zu mir auf die Bank.

Sofort fÄhlte ich mich unbehaglich. Äber die Jahre ist diese Bank irgendwie zu meiner Bank geworden. Doch wenn sie in ein gewisses Alter kommen, vermeiden sie jedwede unnÄtige Auseinandersetzung. Sollte der Ältere Herr doch auch ein wenig die Sonne genieÄen! Also faltete ich meine Zeitung zusammen und schickte mich an aufzustehen. Doch dann tat der Mann etwas, was mich inne halten lieÄt:

Er kramte eine kleine gefaltete PapiertÄte aus seiner riesigen Manteltasche, Äffnete seine freie Hand und streute sich aus dem TÄtchen ein paar VogelkÄrner auf die HandflÄche. Dann wartete er geduldig.

Was mich daran faszierte, war, mit welcher Eleganz er die Bewegungen seiner Handlungen vollfÄhrte.

Und von noch etwas war ich sehr beeindruckt. Seine ausgestreckte Hand zitterte nicht. Er hielt vollkommen ruhig, wie eingefroren in der Zeit.

PlÄtzlich flatterte ein Sperling heran und lieÄt sich auf der Hand des Mannes nieder. Kurz darauf ein zweiter - dann ein dritter. Die Hand des alten Mannes blieb absolut ruhig. Nachdem alle KÄrner verspeist waren, flogen die kleinen Kerle wieder davon.

Ä»Faszinierend.Ä« sagte ich. Der Mann nickte leicht.

Ä»Ja, die Sperlinge mÄgen mich.Ä«

Ä»Ist da irgendein Trick dabei?Ä«

Der Mann lÄchelte. Ä»Nein. Die Sperlinge mÄgen mich einfach, das ist alles.Ä«

Ich war auf diesen alten Mann neugierig geworden. Ich streckte die Hand aus um mich vorzustellen.

Ä»Heinrich.Ä«

Ä»Schmitt.Ä«

Er Ä nahm meine Hand und drÄckte sie. Sein Griff war fest. Seine Hand kÄhl.

Ä»Und, was machen Sie so, Herr Schmitt?Ä« fragte ich.

Ä»Bitte?Ä« fragte Schmitt, als hÄtte er die Frage nicht verstanden.

Ä»Nun, was tun Sie? Sind sie Rentner?Ä«

Er sah mich ruhig an und lÄchelte.

Ä»So gut wie.Ä« Ich runzelte die Stirn. Offenbar war Herr Schmitt kein sehr gesprÄchiger Zeitgenosse. Er lehnte sich gegen die Bank und sah blinzelnd zur Sonne hinauf.

Ä»Ich tÄte Menschen.Ä« sagte er ruhig. Dann streute er sich wieder etwas Sperlingsfutter auf die Hand.

Ä»Ähm, entschuldigen Sie... Ich glaube, ich habe Sie nicht richtig verstanden. Was machen Sie noch einmal?Ä« Wieder lÄchelte der Mann freundlich.

Ä»Sie haben mich ganz richtig verstanden. Ich nehme Menschen ungewollt ihr Leben.Ä«

Ich wusste nicht recht, wie ich darauf reagieren sollte. Der Mann musterte mich.

Ä»Sie glauben mir nicht. Ich sehe es in Ihren Augen.Ä«

Ich musste schlucken. Dieses Gespräch entwickelte sich in eine merkwÄrdige Richtung.

Ä»Nun, natÄrlig glaube ich Ihnen nicht, Herr... Herr...Ä«

Ä»SchmittÄ«, sprang er ein.

Eigentlich hÄre ich ganz gut, aber ich glaubte der alte Herr hÄtte seinen Namen wie â€œSchnittâ€ ausgesprochen. Ich Äberlegte mir, was in diesem Mann wohl vorging. Vielleicht spielte er gern

Spiele. Ich beschloss, mitzuspielen. Mal sehen, wohin das fÃ¼hren wÃ¼rde...

Â»Sie behaupten also, dass Sie Menschen umbringen.Â« sagte ich.

Â»Ganz recht.Â«

Das ist doch einfach lÃ¤cherlich. Ich musste Lachen.

Â»Und tun Sie das so zum Spaß, oder... des Geldes vielleicht?Â«

Â»Geld spielt Ã¼berhaupt keine Rolle. Das Entscheidende ist die Liebe, mit der ich es tue.Â«

Na, das wurde ja immer schÃ¶ner.

Â»AhÂ«, sagte ich. Â»Und wie lange machen Sie das jetzt schon so?Â«

Â»Oh, eine Weile.Â«

Dieser Mann war nicht zu knacken. Einerseits schien er ein Gespräch zu suchen und andererseits erging er sich in diesen seltsamen, ratselhaften Antworten. Im Radio hatten sie angekündigt, dass dies eines der letzten schönen Herbsttage sein würde. Ich beschloss den Rest davon mit angenehmeren Tätigkeiten zu füllen.

Ich stand auf.

Â»Bitte...Â« sagte der Mann und hob beschwichtigend die Hand. Â»Bleiben Sie. Nur noch einen Moment.Â«

Ich sah ihn an. Nur ein harmloser und freundlicher Herr.

Â»Ich möchte nicht unhöflich erscheinen, aber ich möchte Ihre Zeit nicht weiter...Â« begann ich.

Â»Nun, Sie sind esÂ« fiel er mir ins Wort.

Â»Bitte?Â«

Â»Sie sind unhöflich.Â«

Ich war gelinde gesagt ein wenig baff.

Â»Gut. In Ordnung. Dann bin ich halt unhöflich.Â« entgegnete ich achselzuckend und wandte mich zum gehen.

Â»Sie bleiben.Â« forderte der Ältere Herr. Mittlerweile schon etwas aufgebracht, drehte ich mich wieder zu ihm.

Â»Warum sollte ich das Ihrer Meinung nach wohl tun?Â« fragte ich ihn herausfordern.

Â»Weil Sie müssen.Â« sagte der Mann schlicht. Äeberrascht hob ich eine Braue.

Â»So, muss ich das?!Â«

Ich weiß nicht was geschehen wäre, wenn ich in diesem Augenblick gegangen wäre. Vielleicht nichts.

Vielleicht alles. Aber ich ging nicht, sondern setzte mich wieder hin.

Â»Also schaun. Hier bin ich wieder. Was haben Sie auf dem Herzen?Â«

Der Mann lachte mich an. Dann sah er wieder in den Himmel.

Â»Ich bin müde, wissen Sie.Â«

Â»Tja, Menschen zu töten ist sicherlich ermdend.Â« entgegnete ich. Ich sah auf die Uhr und suchte nach einem weiteren Grund dieses Gesprächs endlich zu beenden.

Der Mann folgte meinen Blick.

Â»Keine Sorge. Wir haben noch etwas Zeit.Â«

Â»Zeit, wofür?Â«

Â»Nun, für das erste Mal.Â«

Â»Ich habe nicht die blasseste Ahnung wovon Sie da reden, guter Mann.Â« Er drehte den Kopf.

Â»Sehen Sie das kleine Mädchen da drüber?Â« fragte er und deutete in die Richtung. Etwas fünfzig Meter entfernt setzte sich gerade ein kleines Mädchen mit ihrem Großvater auf eine Bank und schleckte ein Eis.

Â»Was ist mir ihr?Â« fragte ich.

Der Mann betrachtete das Mädchen und schaute leicht mit dem Kopf.

Â»Wissen Sie, wenn sie so jung sind, zerreißt es mir immer fast das Herz.Â«

Ich sah von ihm zu dem Mädchen und musste schlucken. Meinte er etwa...?

Â»Oh, nein. Das wagen Sie nicht.Â«, sagte ich.

Der Ältere Herr sah mich fragend an.

Â»Sie wollen mir doch nicht weiß machen, dass Sie jetzt da rüber zu dem kleinen Mädchen gehen und es umbringen, oder?Â«

Er sah mich an. Plötzlich begann er lauthals zu Lachen. Es war herhaft - und ansteckend. Ich lachte mit ihm. Also war alles doch nur ein dummer, makabrer Scherz gewesen!

Â»Einen MomentÂ lang, hatten Sie mich!Â«, sagte ich und wischte mir eine TrÄne aus den Auge.

Â»Nur keine Sorge, ich werde dem Kind nichts zu leide tun...Â«

PlÄtzlich war seine Stimme wieder sachlich und kÄhl:

Â»Sie werden.Â«

Ich erstarrte.

Im ersten Moment wusste ich nicht, was ich darauf entgegen sollte.

Â»KÄnnen Sie das bitte noch einmal wiederholen?Â«

Â»NatÄrlisch. Sie werden derjenige sein, der das MÄdchen tÄtet.Â«

Â»Sie sind verrÄckt. Vollkommen meschugge!Â« stieÂ ich lachend hervor.

In meinem ganzen Leben hatte ich einem Menschen nicht auch nur ein Haar gekrÄmmmt!

Der Mann schien wenig beeindruckt. Gelangweilt strich er eine Falte in seiner Hose glatt. In einem ruhigen, ernsten Ton begann er zu sprechen:

Â»Verstehen Sie denn nicht? Meine Zeit ist abgelaufen. Jetzt sind Sie an der Reihe, die Arbeit zu tun.Â«

Er holte eine altmodische Taschenuhr hervor. Der Deckel sprang auf .

Â»Oh, es ist Zeit.Â«

Â»Zeit?Â«, fragte ich.

Seine Augen waren erfÄllt von Ernst -Â tÄdlichem Ernst.

Â»Nun, fÄr Ihr erstes Mal.Â«

Mir wurde schwindlig.

Langsam begann es in mir zu dÄmmern, wem ich da gegenÄber saÂ. Aber das konnte nicht sein.

Nein...

Â»Aber wie... Das ist doch unmÄglich!Â«

Â»Es ist einfach so. Am Anfang habe ich es auch nicht glauben wollen. Aber mit der Zeit gewÄhnt man sich daran.Â«

Ich sah zu dem MÄdchen. Sie wirkte jung, gesund und frÄhlich.

Â»Ich... ich kann das nicht tun.Â« sagte ich tonlos.

Â»Oh, doch, Sie kÄnnen.Â«

Ich schluckte.

Â»Nun, auf FÄlle werde es nicht tun.Â« sagte ich entschlossen.

Der Mann stand auf und berÄhrte mich mitfÄhlend an meiner Schulter.

Â»Oh doch, das werden Sie.Â«

Dann ging er. Noch einmal drehte er sich um:

Â»Und denken Sie daran, Heinrich. Tun Sie es immer mit Liebe.Â«

Dann war er fort.

Ich weiÂ nicht, wie lang ich auf der Bank saÂ. Es konnte nicht viel Zeit verstrichen sein, denn das MÄdchen saÂ noch immer auf ihrer Bank.

Es leckte vergnÄgt an ihrem Eis und strahlte ihren GroÂvater an. Ein herrlicher Anblick. So voller Leben.

Warum sollte sie sterben? Eine TrÄne rollte meine Wangen hinab. Sie war kalt und schmeckte nach Nichts.

Der GroÂvater holte ein Butterbrot heraus und aÂ es. Ein paar KrÄmel gab er den Spatzen. Die Kleine hatte etwas Eis am Mundwinkel.

Was hatte Schmitt noch gesagt?

Tun Sie es mit Liebe.

Ich hatte immer geglaubt, wenn letztlich die KÄlte kommen wÄrde, nÄhme sie mich mit sich.

Ich hatte nie einen Gedanken daran verschwendet, wohin sie mich fÄhren wÄrde.

Â»Gott vergib mirÂ«, murmelte ich. Dann stand ich auf und ging zu ihr...

Ich machte es ganz ordentlich...

... fÄr mein erstes Mal.

# Die SchÄ¶nheit

Wir saÃen im CafÃ©. Carolin hatte hÃ¶flich gewartet bis ich meinen Latte Macchiato getrunken, meine Zigarette geraucht und meine Finger ihr Zittern eingestellt hatten. Ich hatte noch ein Croissant bestellt. Ich lieÃ es stehen. Ich glaubte nicht, es essen zu kÃ¶nnen. Carolin sah mich ruhig an. Wegen dieser Ruhe liebte ich so. Ja, ich glaube vor allem wegen dieser Ruhe ist sie meine beste Freundin.

Â»Ich fahre keine Nachtouren mehr.Â« sagte ich schlieÃlich. Â»Das ist fÃ¶r immer vorbei. EndgÃ¼ltig.Â« Ich sah zu Carolin. Sie nickte nur mit dem Kopf und ermunterte mich zum Weiterzusprechen.

Â»Gut, ich weiÃ. Die Zeiten sind schlecht und ich muss natÃ¼rlich auch von irgendwas leben. Aber Du weiÃt ja, meine neue Wohnung ist nicht teuer. Und MÃ¤xchen und ich brauchen nicht viel.Â«

Â»Und Achim?Â« fragte Carolin. Sie hatte nie einen Hehl daraus gemacht, dass sie Achim nicht mochte. Trotzdem hatte sie immer zu mir gehalten. Â»Im Moment kann ich mir gar nicht mehr vorstellen, je mit einem Mann zusammen gelebt zu haben!Â« sagte ich. Â»Es gibt keinen Streit mehr wegen dem MÃ¼ll, den Klodeckel, den gelben Spritzern auf den Kacheln, oder warum ich mir nicht meine groÃe Nase oder den Busen machen lassen will, oder nicht.Â« Mit dem LÃ¶ffel kratzte ich ein wenig Schaum aus dem Glas.

Â»AuÃerdem... Mittlerweile mag ich meine Nase. Und meinen Busen auch.Â« Carolin lÃ¤chelte.

Â»Endlich klingst Du wieder wie Du selbst, Gesa.Â« Nun, Carolin hatte gut reden. Sie wurde zwar auch nicht jÃ¼nger, aber die MÃ¤nner drehten sich immer noch nach ihr um. Nach mir hatte sich kaum je einer umgedreht. Vielleicht hatte ich mich deswegen so sehr in Achim verliebt. Er hatte sich umgedreht. Aber das war ja nun vorbei.

Â»MÃ¤xchen ist wohl auch ganz froh, dass ich Achim mitsamt seinem schlechten Benehmen und seiner Katzenallergie endlich los bin.Â«

Â»Ich glaube, nicht nur MÃ¤xchen.Â« sagte Carolin musste Grinsen. Doch sie wurde sofort wieder ernst:

Â»Aber Du warst bei den Nachtouren.Â«

Â»Die Nachtouren, richtig.Â« Ich komme immer ins plappern, wenn ich nervÃ¶s bin. Und diese Geschichte... nun, die macht mich nervÃ¶s.

Â»AlsoÂ«, begann ich. Â»Folgendes ist mir passiert...Â«

Wirklich, keine schÃ¶ne Geschichte die ich Carolin da erzÃ¤hlte. Nein. Eher unheimlich.

Aber wie bei jeder Geschichte so hatte auch diese etwas Gutes. Wenn diese Nachtouren nicht gewesen wÃ¤ren, hÃ¤tte ich nie die SchÄ¶nheit gefahren. Und ich glaube nicht, dass ich mich dann je von Achim getrennt hÃ¤tte.

Nee, nie im Leben. Das habe ich der SchÄ¶nheit zu verdanken.

Und der Witz ist, dass ich bis zum heutigen Tag nicht Ihren Namen kenne. Ich denke oft an sie. Besonders, wenn sie diesen einen Song spielen...

And itâ€¢s your face Iâ€¢m looking for on every street...

Ich machte gerade das Radio lauter, weil ich diesen Song von den Dire Straits so mag, als sie einstieg. Sie setzte sich wortlos hinten rein. Sie hatte nichts bei sich. Keinen Koffer, keine Tasche, nicht mal eine Handtasche. Das fiel mir gleich auf.

Sie trug einen langen, dunklen Mantel und obwohl es bereits stockfinstere Nacht war, eine groÃe Sonnenbrille mit dunklen GlÃ¤sern. Ihr Haar war blond und ihr Teint makellos.

Eine SchÄ¶nheit. In letzter Zeit hatte ich Ã¶fters SchÄ¶nheiten chauffiert. Immer zur selben Adresse in Wilschenbruch, unserem Villenviertel. Bevor sie jetzt was sagen: NatÃ¼rlich ist das nichts gegen Blankenese. Aber fÃ¶r LÃ¼neburg ist Wilschenbruch eine feine Gegend. GroÃe Villen, ein wenig abseits. Gleich beim LSK Sportplatz gelegen. Die SchÄ¶nheit holte eine Schachtel Zigaretten und ein Feuerzeug hervor. Sie hatte die Zigarette schon Mund. Ich rÃ¤usperte mich.

Â»Tut mir leid, aber in diesem Taxi wird nicht geraucht.Â« sagte ich. Im RÃ¼ckspiegel konnte ich sehen, wie sich hinter der groÃen Brille zwei perfekt getrimmte Augenbrauen Ã¼berrascht hoben.

Einige Sekunden starren wir uns an. Dann zuckte die SchÄ¶nheit die Achseln und steckte die Zigaretten weg.

Â»Elsterweg 17, bitte.Â« sagte sie. Elsterweg. Ich hatte Recht. Wilschenbruch. Jede StraÃe hat da einen

Vogel. Und die Adresse stimmte auch.

Â»Gern...Â« antwortete ich. Â»...SchÄ¶nheit.Â« fÄ¼gte ich flÄ¼sternd hinzu und fuhr los.

Wir fuhren durch die dunkle und leere Stadt und schwiegen. Ich hatte das MÄ¤dchen zu hart zurechtgewiesen und bereute es auch ein bisschen. Aber ich hatte einen Streit mit Achim gehabt. Er hatte es satt, dass er mich stÄ¤ndig vor dem Spiegel fand. Ich stand davor und versuchte mir vorzustellen, wie ich wohl mit einer neuen Nase aussehen wÄ¼rde. Oder wenn meine BrÄ¼ste nicht mehr so hÄ¤ingen wÄ¼rden. Ich hatte die Hoffnung, dass mein Leben wieder in Ordnung kommen wÄ¼rde- das Achim sich wieder nach mir umdrehte. Doch dann hatte ich zufÄ¤llig auf seinem Handy ein paar neue EintrÄ¤ge gefunden - und eine Sandy in unserem Bekanntenkreis war mir bis dahin neu. Hat natÄ¼rlich alles abgestritten, der Sauhund.

Â»Darf ich Ihnen eine Frage stellen?Â« fragte das MÄ¤dchen so plÄ¶tzlich, dass ich unweigerlich zusammenzuckte.

Â»Ã„h...klar.Â«

Â»Warum haben sie mich eben SchÄ¶nheit genannt?Â« fragte sie.

Ich lÄ¤chelte ein wenig verlegen. Ich hatte nicht geglaubt, dass sie das mitbekommen hatte.

Â»Nun, weil ich Sie zum Elsterweg 17 fahren soll.Â«

Â»Fahren Sie da denn da Ã¶fter hin?Â« fragte das MÄ¤dchen.

Â»Ab und zu.Â« antwortete ich. Â»Und immer nur SchÄ¶nheiten.Â«

Â»Sie finden mich schÄ¶n?Â« fragte das MÄ¤dchen.

Â»Ja, aber natÄ¼rlich! FÄ¼r so ein Gesicht und so einen KÄ¶rper kÄ¶nnte ich tÄ¶ten.Â« Das MÄ¤dchen sah in die Nacht. Ihre Stimme wurde traurig.

Â»Im Moment wÄ¼rde ich gern mit ihnen tauschen.Â«

Â»Ach, hÄ¶ren sie auf.Â« entgegnete ich. Niemand wÄ¼rde mein Leben fÄ¼hren wollen.

Â»Nein, ehrlich. Glauben Sie mir.Â« Sie machte eine Pause und schluckte.

Â»FÄ¼r alles muss man einen Preis bezahlen, wissen Sie.Â«

FÄ¼r alles muss man einen Preis bezahlen. Das hatte sie gesagt. Ich musste noch lange danach an die Worte der SchÄ¶nheit denken... Ich habe sie also bei der Adresse in Wilschenbruch abgesetzt. Sie gab mir ein

dickes Trinkgeld und ich schÄ¤mte mich noch ein bisschen mehr dafÄ¼r, dass ich sie am Anfang so angeblafft hatte.

Sie ging zum schmiedeeisernen Tor der Villa mit der Hausnummer 17. Die Privat-Klinik von Dr. Weber, Doktor der plastischen Chirurgie. In der Stadt kursierten die wildesten GerÄ¼chte Ã¼ber diesen Dr. Weber und seine geheimnisvolle Klinik. Niemand hatte ihn je in der Stadt gesehen. Niemand wusste, was in dieser Klinik vor sich ging. Doch in regelmÄ¤ig

AbstÄ¤nden suchten hÄ¼bsche (und vor allem weniger hÄ¼bsche) Frauen die Klinik auf - und verlieÃŸen sie nach einer Weile in perfekter SchÄ¶nheit. Wenig spÄ¤ter sah man diese Frauen dann im Fernsehen singen, oder eine Show moderieren, oder sie spielten eine Hauptrolle in einem neuen Kinofilm. Dr. Weber schien die Gabe zu besitzen, aus ganz normalen Frauen GÄ¶ttinnen zu machen. Die SchÄ¶nheit am Tor klingelte. So in der Nacht war die Klinik nur ein schwarzer, seelenloser Block. Wenig einladend. Doch dann ging in einem der oberen Stockwerke das Licht an. Es war also jemand Zuhause. Die SchÄ¶nheit drehte sich zu mir um und winkte mir zum Abschied. Ich Ã¼berlegte, ob ich noch bleiben sollte. Vielleicht wÄ¼rde ich ja einen Blick auf diesen ominÄ¶sen Dr. Weber erhaschen kÄ¶nnen. Doch die SchÄ¶nheit trat nur durch das Tor und wurde dann von der Dunkelheit verschluckt. Kein Dr. Weber. Achselzuckend fuhr ich los.

Auf Achims Handy tummelten sich mittlerweile SMSe von drei verschiedenen Damen. Er bestritt noch immer, etwas einer diesen Frauen zu haben. Und ich dummes Huhn glaubte ihm zu diesem Zeitpunkt natÄ¼rlich. Mein Leben kam mir immer mehr wie eines dieser Schicksale in diesen Fernsehtalkshows vor: Miserabel bis Beschissen. So fuhr ich wieder viele Nachtouren und freute mich regelrecht als ich von der Zentrale einen Ruf bekam: Elsterweg 17. Eine Tour zum Bahnhof. Und tatsÄ¤chlich: Es war die SchÄ¶nheit. Sie stand artig vor dem Tor der Villa. Sie trug ein graues KostÄ¼m und sah... einfach atemberaubend aus. Einfach umwerfend schÄ¶n. Ich

meine, sie war schon vorher hÃ¼bsch gewesen. Aber nun war sie...

Eine GÃ¶ttin.

Sie lÃ¤chelte, als sie mich sah. Doch es war ein wenig gequÃ¤lt, so als hÃ¤tte sie Schmerzen. Sie stieg wieder hinten ein und trug die Sonnenbrille nicht mehr. Ihre Augen waren grÃ¼n und wirkten im Gegensatz zu ihrer restlichen Erscheinung nur mÃ¼de.

Â»SchÃ¶n, Sie wieder zu sehen.Â« sagte sie.

Â»Finde ich auch. Geht es Ihnen gut?Â« fragte ich. Wieder dieses bemÃ¼hte LÃ¤cheln:

Â»Es ging mir nie besser.Â« antwortete sie brav.

Â»Mein Gott, Sie sehen wirklich klasse aus.Â«

Â»Ich danke Ihnen.Â«

Â»Hat es weh getan?Â« fragte ich.

Â»Was?Â« fragte sie Ã¼berrascht.

Â»Na, die Operationen. Sie wissen schon.Â«

Â»Ich darf eigentlich nicht darÃ¼ber sprechen... Aber ja, es hat wehgetan.Â«

Â»Wieso dÃ¼rfen Sie nicht darÃ¼ber sprechen? Mussten Sie eine

Schweigeklausel unterschreiben, oder so was?Â«

Â»Nein. Es mehr ein GelÃ¼bde, als ein Vertrag.Â«

Ich erinnere mich genau. Sie hat GelÃ¼bde gesagt. Ich fand, dass das eine seltsame Formulierung im Zusammenhang mit einer SchÃ¶nheits-Operation war. Viel mehr redeten wir dann nicht. Ich fuhr sie zum Bahnhof und sie gab mir wieder ein Riesenrinkgeld. Ich wollte es nicht annehmen. Sie bestand darauf und drÃ¼ckte mir die Scheine in die Hand. Dabei fiel mir ihre geschwollene Hand auf.

Â»Mein Gott, was ist denn das?Â« fragte ich entsetzt. Sie betrachtete ihre eigene Hand als sehe sie sie zum ersten Mal.

Â»Ach, das ist nichts.Â«

Â»Sieht bÃ¶se ausÂ«, sagte ich.

Â»Der Preis der SchÃ¶nheitÂ«, lachte sie. Es klang gespielt. Dann stieg sie aus und erklimm mit schnellen Schritten die Treppen zur Bahnhofshalle. Diesmal winkte sie nicht noch einmal.

Zum dritten und letzten Mal sah ich die SchÃ¶nheit etwa drei Wochen spÃ¤ter. Wieder war es Nacht. Es regnete. Richtiges Sauwetter. Ich las gerade Zeitung.

Die hintere TÃ¶r wurde aufgerissen und jemand stieg ein. Ich wollte gerade was sagen, als ich erkannte, dass es die SchÃ¶nheit war. Die Sache war nur, dass die SchÃ¶nheit nicht mehr schÃ¶n war. Ihr Gesicht wirkte eingefallen und mÃ¼de. Ich konnte tiefe Falten um Mund und Hals sehen. Sie trug wieder ihre Sonnenbrille. Ihr Haar war strohig und vom Regen verklebt.

Â»Schnell.Â« rief sie. Â»Fahren Sie!Â« Keine BegrÃ¼ÃŸung. Keine Angabe des Fahrtzieles. Dann lag es wohl auf der Hand. Ich nickte und fuhr los. Sie hatte eine halbvolle Plastikflasche mit Wasser bei sich. Sie leerte sie mit gierigen Schlucken. Dann warf sie die Flasche achtlos auf den Sitz neben sich.

Â»Alles in Ordnung?Â« fragte ich. Sie bedachte mich mit einem wÃ¼tenden Blick.

Â»Sehe ich so aus, als ob alles in Ordnung mit mir wÃ¤re?Â« fragte sie.

Â»Ehrlich gesagt, nein.Â« antwortete ich.

Â»Na, da haben Sie es.Â«

Â»Was ist los?Â« fragte ich. Sie schwieg und blickte in die Nacht.

Â»KÃ¶nnten Sie drei Wochen lang nichts essen?Â« fragte sie schlieÃŸlich.

Â»Bitte?Â« Die Frage hatte mich Ã¼berrascht.

Â»KÃ¶nnten Sie? Drei Wochen lang nur Wasser? Und als Festmahl in Orangensaft getunkte Wattebauschen?Â«

Â»Mein Gott.Â«

Â»Also bin ich nicht anormal, wenn ich Hunger habe, oder?Â«

Â»NatÃ¼rlich nicht.Â«

Â»Ich muss doch etwas Essen! Ich bin doch ein Mensch!Â« Jetzt schrie sie fast.

Â»Aber wer verbietet Ihnen denn etwas zu essen?Â« fragte ich.

PlÃ¶tzlich wurde sie wieder ruhig.

Â»Ich... ich hÃ¤tte nicht darÃ¼ber sprechen dÃ¼rfen. Ich habe schon zuviel gesagt.Â« Den Rest der

---

Fahrt schwieg sie.

Wir bogen gerade in den Fasanweg ein, als die SchÄ¶nheit plÄ¶tzlich zu schreien anfing. Sie hielt sich ihre Hand.

Â»Was ist los?Â« rief ich.

Â»Oh Gott. Warum habe ich denn bloÃŸ was gegessen. Bitte... Schnell! Oh Gott, ich glaube sie schlÄ¼pfen!Â«

Â»Wovon reden Sie? Was...Â« Ich sah in den RÄ¼ckspiegel. Es war... unglaublich.

Die Hand der SchÄ¶nheit war geschwollen und rot angelaufen. Dampfender Eiter quoll aus einem Riss auf ihrem HandrÄ¼cken. Er stank bestialisch. Der Riss weitete sich und etwas GlÄ¤nzendes, Schwarzes kam zum Vorschein.

Es war ein Bein.

Ein Spinnenbein.

Es war haarig und verklebt von dem Eiter. Es bewegte sich und versuchte sich aus der Hand des MÄ¤dchens herauszuwinden.Â

Ich hÄ¶rte einen Schrei und glaubte einen Moment die SchÄ¶nheit schreien zu hÄ¶ren - doch es war die Spinne die schrie.

PlÄ¶tzlich sah ich vor mir das Tor der Klinik vor mir aufragen. Ich hatte vollkommen vergessen auf die Strasse zu achten. Ich trat auf die Bremse. Mit einem Poltern rammte der Wagen den Bordstein und kam nach einer unendlichen Schrecksekunde zum stehen. Ich drehte mich zu dem MÄ¤dchen um. Sie hatte ihre deformierte Hand unter die Achsel geklemmt und fingerte mit der anderen am TÄ¼rgriff herum.

Â»Ich rufe einen Arzt.Â« sagte ich und griff nach dem Sprechfunk.

Â»Nein, dafÄ¼r ist es zu spÄ¤t.Â« Sie hielt mir einen groÃŸen Schein entgegen. Ich nahm ihn nicht.

Â»Ich kann sie doch nicht so allein lassen.Â«

Â»Bitte. Fahren Sie!Â« Ângstlich sah sie zum Tor. Es war offen.

Â»Um Himmels willen, was ist das fÄ¼r eine Klinik?Â« fragte ich.

Â»Dr. Weber macht einen schÄ¶n. Wirklich schÄ¶n. Doch man muss bereit sein, den Preis dafÄ¼r zu zahlen.Â« antwortete sie.

Sie stieg aus in den Regen. Sie lief zum offenen Tor.

Â»Ich bin hier, Weber!Â« rief die SchÄ¶nheit. Â»Noch ist Zeit. Ich bringe Sie zu Dir zurÄ¼ck!Â« Sie hielt ihre aufgeplatzte Hand mit der halbgeschlÄ¼pfen, schreienden Spinne in die HÄ¶the wie ein Falkner, der auf seinen gefiederten Freund wartet.

PlÄ¶tzlich hielt sie inne und trat einen Schritt zurÄ¼ck.

Â»Bitte. Ich weiÃŸ, ich war nicht artig. Aber ich hatte Hunger.Â« Sie weinte.

Â»Ich hatte doch nur Hunger!Â« Ihre Stimme wurde schrill.

Etwas schoss aus dem Dunkel des offenen Tores auf sie zu. Es war weiÃŸ und schnell. Es war der Faden einer Spinne.

Ein gewaltiger Faden. Dick wie ein Bungee-Seil. Er wand sich um die Taille des MÄ¤dchens, spannte sich... und zog sie dann mit einem Ruck ins Dunkel.

Â»Neeeeeee...!Â« schrie die SchÄ¶nheit. Dann brach ihr Schrei ab und es war still. Bis auf den Regen, der auf das Dach des Taxis trommelte. All das war blitzschnell, innerhalb von Sekunden geschehen. Erstarrt blickte ich zu dem Tor, vor dem eben noch die SchÄ¶nheit gestanden hatte. Als ich noch Â¼berlegte, ob das alles wirklich geschehen war, sah ich plÄ¶tzlich ein schwarzes, riesiglanges, behaartes Bein aus dem Toreingang ragen. Tastend umfasste es das eiserne Tor...  
...und zog es mit einem Quietschen zu.

Â»Das war es dann.Â« sagte ich. Â»Das ist die Geschichte. Ich fuhr zurÄ¼ck. Und am nÄ¤chsten Morgen habe ich in der Zentrale bescheid gegeben, dass ich keine Nachttouren mehr fahre. Und was Achim angeht - Nun, ich habe ihn zum Teufel gejagt. Wenn er mich nicht so lieben kann, wie ich bin, dann soll er zum Teufel gehen!Â« Ich lachte. Carolin lachte nicht. Ich sah zu ihr - und erschrak. Ihr Gesicht war kalkweiÃŸ.

Â»Mein Gott.Â« flÄ¼sterte sie leise.

Â»Du glaubst mir die Geschichte nicht, oder?Â« fragte ich. Es war mir wichtig,

---

dass sie mir glauben schenkte. Sie war meine beste Freundin. Aber, verdammt. Ich glaubte es ja selbst kaum. Sie stand unvermittelt auf und stieß dabei das fast leere Glas mit Wasser um, das sie sich während meiner Erzählung bestellt hatte.

Erst jetzt fiel mir auf, dass Carolin sich nur Wasser bestellt hatte. Das tat sie sonst nie.

»Carolin?«, fragte ich vorsichtig, »Was ist?«

»Ich wusste nicht... Ich hatte keine Ahnung, dass...« stammelte sie. Sie starnte auf den Tisch. Ich folgte ihren Blick. Von der Ecke meines Croissants fehlte ein Stück. Sie musste sich während meiner Erzählung ein Stück davon abgebrochen haben. Warum auch nicht. Wir sind beste Freundinnen. Doch

warum hielt sie sich ihre Hand? Dann sah ich es. Sie war geschwollen. Unter der Haut des Handrückens bewegte sich etwas. Und man konnte ein Geräusch hören. Es war hoch und schrill. Es klang wie ein Schrei.

# Das Licht

Wir sitzen zusammen in der Wanne. Das Wasser ist so heiÃ, dass das kleine Bad erfÃ¼llt ist vom Dampf. Um es so heiÃ zu kriegen, habe ich den ganzen Rest unserer Kohlen-Ration verfeuert. Egal. FÃ¼r uns wird es eh kein Morgen geben. Betty lehnt mit dem Kopf auf dem Wannenrand und raucht. Den Hals hat sie herausfordernd vorgestreckt. Sie liebt es, mir ihre Schlagader so zu prÃ¤sentieren. Eine stÃ¤ndige Provokation. Sie hat die Augen geschlossen. Ich lecke mir die Lippen. Doch ich widerstehe dem Drang, zuzubeiÃen. Betty ist da nicht so zimperlich. Einmal hat sie mir eine Bratpfanne Ã¼ber den SchÃ¤del gehauen, um an mich ranzukommen. So ein MiststÃ¼ck. Ich werde uns nachher etwas fangen.

Zum letzten Mal.

"Gib mir auch einen Zug.", sage ich und betrachte ihren KÃ¶rper. In der alten Zeit war sie mal Model gewesen. Sie meint, dabei habe sie gelernt das zu bekommen, was sie will.

Ich weiÃ bis heute nicht, was sie an mir fand. Eine Frau wie sie kann auch heute noch jedes MÃ¤dchen haben, das sie will. Aber sie wollte mich. Ich gebe ihr die Zigarette zurÃ¼ck. Meine Finger sind schrumpelig vom heiÃen Wasser. Betty sieht mich an.

"Findest du nicht, wir sind jetzt heiÃ genug? Ich will endlich vÃ¶geln." Sie glaubt, dass ich zimperlich bin. Eine Memme. Im Grunde habe ich mich an die KÃ¤lte unserer ja KÃ¶rper gewÃ¶hnt. Doch wenn wir uns lieben, dann... dann kann ich es einfach nicht tun, wenn unsere KÃ¶rper kalt sind. Nicht wenn wir uns lieben.

Ich trinke den letzte Rest schalen Blutes aus der Flasche (Ist auch unser Letztes) und stehe auf.

Als wir gerade so schÃ¶n dabei sind spÃ¼re ich plÃ¶tzlich, wie sich ihre FÃ¤nge in meinem Hals graben. "Was soll der ScheiÃ?", fauche ich und stoÃe sie zurÃ¼ck. All meine Gedanken an guten, letzten Sex sind mit einem Mal verflogen.

"Macht der Gewohnheit", stÃ¶hnt sie und leckt sich die blutigen Lippen. Sie merkt, wie ich mich versteife und blÃ¤st sich genervt das Haar aus dem Gesicht.

"Nun hab dich nicht so. Ich habe Hunger, okay?!" Sie streichelt mir die Brust um mich zu besÃ¤nftigen. Sie weiÃ, dass ich ihr nie lange bÃ¶se sein kann.

"Wenn Du Dir ein bisschen MÃ¼he gibst, fange ich Dir nachher was frisches", sage ich.

"Yes, Mam" grinst sie zufrieden und ihr Kopf verschwindet zwischen meinen Beinen.

SpÃ¤ter. Unten auf der StraÃe sehe ich noch einmal nach oben, und versuche unter den im Wind flatternden Planen die Fenster unseres Apartments auszumachen. Ich werde es vermissen. In der alten Zeit war so eine Bleibe in der Upper Westside unerschwinglich. Gab es nicht einmal einen Film mit einer Frau, die in einer Ã¤hnlichen StraÃe wie dieser lebte? Wie hieÃ noch mal die Schauspielerin? Ich frage Betty danach. Sie schulterte gerade den Rucksack mit unserem Zeug. Sie trug ihr Lederoutfit. Ich hatte mich fÃ¼r einen schwarzen Overall entschieden. Nicht schÃ¶n, aber praktisch.

"Ich glaube sie hieÃ Meg. Meg Jolie. Ja. Stimmt, so hieÃ sie." Sie nickt. "Ich hatte mal einen Fang, die sah genauso aus."

"Wie war ihr Name?", frage ich und sah sie an. Betty runzelt die Stirn.

"Von wem?"

"Na, von dem Fang. Wie war ihr Name?"

"Woher soll ich das denn wissen?", fragt sie. "Bist du eifersÃ¼chtig?" Ich lache traurig.

"Nein, ich bin nicht eifersÃ¼chtig. Erkennst du das denn nicht? Genau deshalb tun wir doch heute, was wir tun. Damit dies alles endlich aufhÃ¶rt." Betty zuckt mit den Achseln.

"Ich tue es wegen dem Licht."

"Dem Licht?" Ich hatte von ihr eine Ã¼bliche, dumme, den Sachverhalt abtuhende Antwort erwartet. Doch ihr Gesicht ist ernst:.

"Ja, dem Licht, verflucht noch mal. KÃ¶nnen wir jetzt?"

Wir fahren schweigend durch die Nacht. Der kleine VW-Bus Ã¤chzt unter der Last. So ein nuklearer Sprengkopf ist ganz schÃ¶n schwer. Es war eine ewige Plackerei ihn aus dem StÃ¼zpunkt im Norden

hierher in die Stadt zu schaffen. Ich werfe einen Blick auf den Timer: Noch knapp eine Stunde. Zeit genug.

Betty sitzt am Steuer und sieht zu mir rÄ¼ber: "Skrupel?", fragt sie. Ich schÄ¼ttelte den Kopf. "Nein. Keine Skrupel."

Es hatte irgendwo in Asien begonnen. Wie diese ScheiÄŸwelle damals. PlÄ¶tzlich begannen DÄ¶rfer am Leben nicht mehr teilzunehmen. Menschen die die DÄ¶rfer aufsuchten, kamen nicht wieder. Hilfsorganisationen begannen Leute zu schicken. Sie fanden menschenleere, scheinbar ausgestorbene DÄ¶rfer vor. Doch des Nachts hieÄŸen die Dorfbewohner die Fremden herzlich willkommen. Durch die infizierten RÄ¼ckkehrer erreichte es die ersten StÄ¤nde. Mit den Vielfliegern verbreitete es sich Land fÄ¼r Land Ä¼ber die Welt. Niemand wusste genau, was eigentlich geschah. Ich arbeitete als Journalistin fÄ¼r ein Provinzblatt in einem Kaff in Connecticut. Als bei uns die ersten FÄ¤lle auftraten, begann ich mit meiner Recherche. Ich sah mich schon den Pulitzer bekommen: Geheimnis der Seuche enthÄ¼llt: Vampire! -Â Stattdessen bekam ich etwas anderes. Ich bekam eines Nachts Besuch von meiner Nachbarin. Ich hÄ¤tte nie geglaubt, dass Blut so spritzen kÄ¶nnte. Sie war noch unerfahren und ruinierte neben der BettwÄ¤sche auch meine Tapeten. Ich hatte gerade frisch renoviert. Doch es tat gar nicht weh. Und als ich in der Nacht darauf erwachte, tat gar nichts mehr weh. Ich hatte nur unendlichen Durst - wie all die Anderen.

Irgendwann war die Stadt ausgeblutet und es begannen sich marodierende Banden zu bilden, die sich nun selbst zerfleischten. Jede Faser totes Fleisch wurde gerissen, gekaut und gelutscht, um an letzte Tropfen Blut zu kommen. In den KrankenhÄ¤usern und den Altenheimen muss es am schlimmsten gewesen sein. Am Ende leckten sie die getrockneten Reste von den Kacheln. Einige wÄ¼hlten sich sogar in frische GrÄ¤ber. Nichts war mehr heilig, auÄŸer die Jagd nach HÄ¤moglobin.

SchlieÄŸlich fuhr ich nach New York, in der Hoffnung dort etwas zu finden, was meinen kalten KÄ¶rper in Bewegung hielt. Ich wurde nicht enttÄ¤uscht. Und schlieÄŸlich traf ich auch Betty. Statt sich um den Fang zu streiten, teilten wir ihn. Es war ein junger Bursche. Irgendwas mit BÄ¶rse hatte er gemacht. Sein Âœberlebensindex sank rapide, als wir mit ihm fertig waren. Ich Ä¼berließ Betty seine ganze Leber. Wir waren verliebt.

Am Ende aller Dinge begann sich plÄ¶tzlich wieder eine Ordnung zu bilden. NatÄ¼rlich nicht mehr so, wie frÄ¼her. Aber es begannen sich Clans zu bilden, Gruppierungen und schlieÄŸlich herrschte im guten alten New York ein selbsterannter FÄ¼rst der Finsternis.

Darklord machte NÄ¤gel mit KÄ¶pfen. Er hatte einen Plan. In der alten Welt war er ein kleiner ScheiÄŸer gewesen, doch jetzt war Dark ein Gott. Er beschloss per Dekret die Stadt zu verdunkeln. Jedes Fenster musste schwarz Ä¼bertÄ¼ncht und jede Fassade mit Planen verdeckt werden. SchlieÄŸlich sah ganz Manhattan wie eine gigantische Arbeit von diesem alten Ficko Christo aus.

Jetzt hocken Millionen von ewig hungrigen Blutsaugern in dieser toten Stadt. Nun, ein paar Ressourcen gibt es noch. Sie verstecken sich in den Tunneln, wie die Juden damals in den Ghettos. Doch 'Darklord' schickt seine Truppen hinaus ins Land, um frisches Blut fÄ¼r seine hungrige Schar zu beschaffen. Sie kommen auf Armeelastern und GÄ¼terzÄ¼gen. Dann werden Feste gefeiert. Im Central Park, oder im Madison Square Garden. Manche FÄ¤nge werden gleich vor Ort verarbeitet. Es heiÄŸt, dafÄ¼r werden im mittleren Westen riesige Lager gebaut. Ihr gezapfster Lebenssaft wird in Tanklastern angeliefert und in gekÄ¼hlte Flaschen verfÄ¼llt. Die Stadt, die niemals schlÄ¤ft, erwacht wieder zu einem unheiligen, nÄ¤chtlichen Leben.

Ich glaube, der Gedanke dem ganzen ein Ende zu machen kam mir, als ich die ersten Blut-Raffinerien vor den Toren der Stadt sah. Gott. Es sind doch Menschen. So wie wir einst Menschen waren. Wir sollten es doch besser wissen.

Damit wÄ¼rde bald Schluss sein. Ich sehe wieder zur Anzeige.  
FÄ¼nfzig Minuten.

Wir sind fast da. PlÄ¶tzlich nehme ich aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr.

"Halt an!", rufe ich und Betty tritt auf die Bremse. Ich springe hinaus.

"Eine Frau mit ihrem Kind.", rufe ich. Betty nickt mir zu. Ich hatte ihr einen frischen Fang versprochen. Zum allerletzten Mal.

Sie sind wohl aus den Tunneln oder sie haben es geschafft von einem der Laster zu springen. Sie scheinen sich nicht auszukennen, denn sie laufen in eine Sackgasse. Wahrscheinlich hat sie der Hunger an die Oberfläche getrieben. Auf der Suche nach Dosen mit Nahrung die fÃ¼r uns Kreaturen der Nacht keine Bedeutung mehr haben, mÃ¼ssen sie die Zeit vergessen haben. Dummer Fehler. Als ich sie erreiche sind bereits drei Andere an der Mutter dran. Ich hÃ¶re ihr schreien.

Die Kleine lÃ¤uft mir direkt in die Arme. Von der Mutter sehe ich nur noch wie Fetzen von ihr in der Luft wirbeln, als ein dutzend Vampire um sie kÃ¤mpfen. Ich schnappe mir das Kind und laufe zurÃ¼ck zum Bus. Ein paar der Hungrigen folgen mir.

"Fahr los!", rufe ich und springe in den Bus. Betty gibt Gas und wir rasen davon. Sie riecht das warme, frische Fleisch der Kleinen.

"Na los, worauf wartest du?", faucht sie. Ich seufze.

"Wie heiÃt Du?", frage ich das MÃ¤dchen. Es ist hÃ¶chstens sieben und hat blondes, schmutziges Haar.

"Naomi." flÃ¼stert die Kleine. "Bitte, ich will zu meiner Mama." Sie wehrt sich und ihr kleiner KÃ¶rper zittert in meinen Armen.

"Shh, Naomi. Shh.", sage ich. "Gleich bist du bei deiner Mama. Shh. Es tut gar nicht weh.", flÃ¼stere ich ihr ins Ohr, bevor ich zubeisse.

Dies ist die Letzte. Jetzt ist Schluss, denke ich und trinke ein wenig. Danach ist Betty an der Reihe. Sie bemerkt, wie ich sie dabei beobachte.

"Was?", fragt sie und hÃ¤lt inne. Blut rinnt ihr Kinn herab.

"Nichts.", sage ich, sehe weg und hÃ¶re sie schlÃ¼rfen.

Zwanzig Minuten.

Wie hypnotisiert starre ich auf die Kleine. Es sieht aus, als ob sie schlÃ¤ft.

Betty berÃ¼hrt mich am Arm.

"Wir sind da."

"Was?" Ich kann mich kaum vom Anblick der Kleinen lÃ¶sen.

"Wir

sind da."

FÃ¼nfzehn Minuten.

Wir wuchten den Karren mit dem Sprengkopf in den Lastenaufzug. Es gibt eine Schrecksekunde als sich der Aufzug nicht rÃ¼hrt. Dann schlieÃen sich die TÃ¼ren und wir fahren hinauf. Das letzte Stockwerk zum Dach mÃ¼ssen wir den Sprengkopf schleppen. FÃ¼r zwei Menschen unmÃ¶glich, aber wir sind ja keine Menschen mehr.

Das frische Blut hat wirklich geholfen. Es war gut, dass wir noch etwas davon hatten. Betty errÃ¤t meine Gedanken.

"Siehst Du, der Fang ist nicht umsonst gestorben."

"Naomi", sage ich. "Ihr Name war Naomi."

"Wie auch immer", entgegnet Betty grunzend.

Dann sind wir oben.

"Hallo", begrÃ¼Ãt uns eine Stimme. Es ist Darklord mit seinen MÃ¤nnern.

Sieben Minuten.

"Was soll das, Rachel?", fragt mich Darklord.

"Es muss hier enden, Dark.", sage ich und er schlÃ¤gt mir ins Gesicht.

Meine Lippe blutet. Ich betrachte sie belustigt. Der letzte vergossene Tropfen Blut.

"Stell die ScheiÃe ab, sofort", befiehlt er und schlÃ¤gt mich wieder. Betty lacht. Er sieht sie wÃ¼tend an. PlÃ¶tzlich hat Dark einen Holzpflock in der Hand und rammt ihn Betty mitten ins Herz. Sie starrt ihn verblÃ¼fft an und sieht dann noch einmal zu mir. Eine TrÃ¤ne rinnt ihre blasse Wange hinab. Dann zerfÃ¤llt sie zu Staub.

"Nein!", schreie ich. Man hÃ¤lt mich fest. Das ist nicht fair. Sie wollte doch das Licht sehen.

"STELL DIE SCHEISSE AB!", schreit Dark mich an und hÃ¤lt mir drohend den Pflock vor die Nase. Jetzt muss auch ich lachen. Was fÃ¼r ein Idiot.

"Was gibt es da zu Lachen, Du dumme Schlampe?!", keift er, FÃ¼rst der Finsternis, der groÃe

---

Diktator.

"Aber Dark, darum geht es doch gerade", sage ich ruhig. "Die Scheisse hÄ¶rt jetzt endlich auf." Dark Gesicht zeigt deutlich sein BemÄ¼hen, meine Worte zu verarbeiten. Ich sehe weg. Ich will als letztes etwas anderes sehen.

Ich sehe zum Sprengkopf. Der Timer blinkt und gibt ein leises Piepsen von sich. Null Minuten.

Betty hat recht behalten.

Es hat sich gelohnt. FÄ¼r diesen kurzen, strahlenden, reinen Moment voller Licht.

Es ist wunderschÄ¶n.

# Kabbalah (Leseprobe)

[center]Hope [/center]

[center]- 1 - [/center]

Hope Evans saß auf einer der Bänke im 'The Grove' Einkaufszentrum, nahe dem Springbrunnen, und weinte.

Die Kälte des Pazifiks kroch langsam von der Kälteste heran. Hope fröstelte und wischte sich die Tränen aus den Augen. Sie blickte auf die spiegelglatte Wasserfläche vor sich. Es war schon weit nach Mitternacht und das lustige Fontänenpiel des Brunnens schon lange verebbt.

(Wohin soll ich gehen, wohin soll ich fliehen?)

Ihre Gedanken kreisten seit Stunden nur um diese Frage.

Nett, Hope. Wirklich nett.

Und wenn wir schon mal dabei sind WOHER kommst Du? flüsterte die Stimme in ihr.

Sie kam aus New York. Soviel wusste sie.

Okay, Hope. Du kommst aus New York. The Big Apple, The city that never sleeps. Aber aus welchem Bezirk? Queens Brooklyn? Das Village? Upper Westside?

Ich weiß nicht, antwortete Hope ihrer inneren Stimme wahrheitsgemäß.

Na schaun, Hope. Man kann schon mal vergessen woher man kommt. Ich meine, verdammt... Viele Menschen verbringen ihr ganzes Leben damit, zu vergessen, woher sie kommen.

Aber ich will mich doch erinnern!

So? Willst du das wirklich, Hope? Und was machst du dann hier in L.A.?

"Ich lebe hier", flüsterte sie leise.

Ahso, Darling. Du lebst hier. Nun, was hat dich denn hier in das sonnige Kalifornien geführt? Mässtest du dieses Geheimnis vielleicht mit deiner inneren Stimme teilen?

Du kennst die Antwort, entgegnete Hope der Stimme.

Natürlich, kenne ich die Antwort, aber ich möchte, dass du es aussprichst.

Hope begann wieder zu weinen.

Ich will nicht.

Oh, da kullern wieder die Tränen! Scheint so, als kämen wir der Sache langsam auf den Grund, findest du nicht? Also, warum bist Du hier?

"Wegen der Stille.", flüsterte Hope. "Der weißen Stille."

[center] - 2 - [/center]

Bevor sie wagte die Augen zu öffnen, lauschte sie.

Nichts.

Die Welt war still.

Schließlich öffnete sie ihre Augen und bereutes es sofort.

Dunkelheit umfing sie. Ihr Atem rasselte. Keine Luft. Sie hustete. Mehlinger Staub verklebte ihr Rachen und Nase und brannte in den Augen. Sie hustete erneut und hatte einen metallenen Geschmack im Mund. Mähsam versuchte sie, unter dem Taxi hervor zu kriechen und stieß sich den Kopf. Der Fahrer hatte die Wagentür aufgelassen. Sie wand sich unter dem Taxi hervor. Der Fahrer war nicht mehr da. Sie rieb sich vorsichtig die verklebten, juckenden Augen, machte es durch das Reiben aber erst einmal nur schlimmer.

Als das Brennen nachließ versuchte sie sich zu orientieren.

Die Welt war weiß und still. Nicht ein einziger Laut war zu hören.

Plötzlich fiel ihr wieder ein, was gerade geschehen war.

Die Flammen. Sie hatten in Flammen gestanden. Und dann... dann waren sie eingestürzt. Erst der Eine, dann der Andere. Einfach so.

Du musst hier weg.

Ja. Du hast Recht, Stimme. Ich muss hier weg.

Nein. Ich meine, Du musst hier weg! Du musst die Stadt verlassen. Sofort.

Warum? Was ist los?

Du bist in Gefahr.

Ich bin noch am Leben. ZÄ¤hlt das nicht? Die ganze Welt ist weiÃŸ und still und ich bin noch am Leben.

Ja. Noch. Aber jetzt musst Du gehen. Los. Geh. Beweg Deinen sÃ¼ÃŸen Hintern aus der Stadt.

Wer bist Du?

Dieselbe Frage kÃ¶nnte ich Dir stellen, Babe. Kennst Du die Antwort darauf?

Sie versuchte sich zu erinnern. NatÃ¼rlich kannte sie die Antwort. Ihr Name war...

"Mein Gott...", flÃ¼sterte sie. "Wer bin ich?"

Jetzt reden wir tacheles, MÄ¤dchen.

Sie konnte sich nicht mehr an ihren Namen erinnern. Aber dafÃ¼r an etwas, dass in ihrem Inneren etwas rÃ¼hrte. Eine sanfte Resonanz wie bei einer Gitarrensaite. Es war der Widerhall eines Gedichts. Oder vielleicht war es auch ein Lied. Sie wusste es nicht. Sie wusste nur, dass es wichtig war.

"Wohin soll ich, wohin flieh ich?" Sie sagte es leise. Ihre Stimme war noch kratzig vom Staub. Dann machte sie einen Schritt nach vorn. Ihre Sneaker versanken darin.

Das alles passiert nicht wirklich, dachte sie. Ich trÄ¤ume. Ich trÄ¤ume ich bin auf dem Mond. Vielleicht auf der dunklen Seite des Mondes, in einer vergessenen, verlorenen Stadt.

Doch sie war nicht auf dem Mond. Sie sah ein StraÃŸenschild.

Trinity.

Nein. Auf dem Mond gab es keine StraÃŸen mit dem Namen Trinity. Sie war in New York City. Riesige Schmetterlinge regneten vom Himmel. Es dauerte einen Augenblick, bis sie realisierte, dass es nur hunderte lose PapierblÃ¤tter waren. Ein neongelber Post-It Zettel landete vor ihren FÄ¼ÃŸen, wie ein verirrter Zitronenfalter. In schnÃ¶rkeliger Handschrift stand darauf:

[center] Bin kurz weg [/center]

[center] Hope [/center]

"Hope." flÃ¼sterte sie. Ein schÃ¶ner Name. Nicht nur wegen seiner Bedeutung.

Hoffnung...

Ihre Augen brannten, doch es kamen keine TrÄ¤nen. Sie betrachtete den Zettel eine Weile. Dann ging sie weiter. Richtung SÄ¼den. Vielleicht fuhr noch eine der FÄ¤hren.

AuÃŸerdem hatte die Stimme Recht. Sie musste hier weg. Sie war in Gefahr. Vielleicht sollte sie wirklich die Stadt verlassen. Doch wohin sollte sie dann gehen? Sie kramte in den Taschen ihrer Jeans. Sie trug nichts bei sich. Keinen SchlÃ¼ssel, kein Handy, keine Brieftasche - Nichts. Dann ertastete sie einen kleinen, festen Gegenstand in ihrer rechten Hosentasche. Sie holte ihn hervor.

Es war ein kleiner SchlÃ¼ssel mit einer eingravierten Nummer. Ein SchlieÃŸfach-SchlÃ¼ssel. Doch zu welchem SchlieÃŸfach gehÃ¶rte er? PlÃ¶tzlich wusste sie es. Sie konnte sich nicht an ihren eigenen Namen erinnern, doch sie wusste jetzt, wohin sie gehen musste. WeitlÄ¤ufig umging sie das TrÄ¼mmerfeld, das schon bald als 'Ground Zero' ins GedÄ¤chtnis der Welt eingeschrieben werden wÃ¼rde, und marschierte nach Norden in Richtung Midtown.

[center]- 3 - [/center]

Vom Financial District war sie den Broadway hinauf bis zur Fifth gelaufen. Dann hatte sie sich Richtung Osten gehalten und Ã¼ber die 42. StraÃŸe das Grand Central Terminal erreicht.

Die Stimmung in der Central Station war gedÄ¤mpft und Ã¤ngstlich. Eine Kathedrale der Trauer. Trauben von Menschen hatten sich um die GroÃŸbildschirme versammelt und vereinzelt wurde geschluchzt und geweint. In all den Jahren die sie (vermutlich) in New York verbracht hatte, war sie nie Zeuge von einer solchen Szenerie geworden.

Die New Yorker standen dicht in Gruppen gedrÃ¤ngt. Viele weinten. Einige hielten sich verloren aneinander fest. Alle wirkten sie wie gelÃ¤hmte.

Hope, wie sie beschlossen hatte sich temporÄär zu nennen, bahnte sich einen Weg durch die Menschenmenge und ging zu dem Bereich der SchlieÃŸfÃ¤cher. Nach einem Suchen fand sie schlieÃŸlich das Richtige.

E103.

Sie zitterte. Vielleicht wÃ¼rde sie hier eine Antwort auf ihre Fragen finden.

Vorsichtig Ã¶ffnete mit dem SchlÃ¼ssel das Fach und sah hinein. Dazu musste sie sich auf die

---

Zehenspitzen stellen. Ein brauner Briefumschlag. Letter Size. Sie nahm ihn, riss ihn auf sah hinein. Ein dickes BÄ¼ndel Dollarnoten. Eine Kreditkarte. Visa Card. Ein Sozialversicherungsausweis. Ein kalifornischer FÄ¼hrerschein. Das Passbild zeigte eine lächelnde, junge MÄdchen. Man könnte sie schÄn nennen.

Eigenlob stinkt, dachte sie.

Das Foto zeigte ihr Gesicht. Große, wache Augen, eine feine Nase und schmale, aber wohlgeformte Lippen.

Sie sah auf den Namen und ihr wurde schwindelig.

Hope Evans.

(Bin kurz weg, Hope.)

(Wohin soll ich, wohin flieh ich?)

"In was bin ich hier hineingeraten?", dachte sie laut. Sie griff nach dem BÄ¼ndel Dollarnoten. Es war dick. Sie zählte kurz durch. Sie kam auf knapp dreiundzwanzigtausend Dollar. Wer immer dieses Schließfach gemietet hatte, er sorgte vor.

Und wenn du es selbst warst?, dachte sie. Sie konnte sich nicht erinnern. Aber sie war sich sicher, noch nie soviel Geld auf einem Haufen gesehen, geschweige denn besessen zu haben. Sie würde es herausfinden. Doch jetzt musste sie erst einmal weg von hier

(Wohin soll ich, wohin flieh ich?)

Die Stimme hatte Recht. Sie ging zum Ticketschalter und kaufte sich kurzentschlossen eine Fahrkarte nach Kalifornien.

# Das Mal (Leseprobe)

[center]Tiqun [/center]

[center]- 1 - [/center]

Das Dröhnen des Motors erfüllte den Frachtraum der Junkers K-45 und ließ Boden und Wände der Maschine erzittern. Es war eine beruhigende Vibration. Langsam wich die Anspannung in Wilhelm Krber. Er konnte es kaum fassen.

Sie hatten es wirklich geschafft.

Er hatte nie wirklich daran gezweifelt, dass sich seine Theorie als richtig erweisen würde. Allerdings hätte er nie im Traum daran gedacht, sie schon durch die erste Expedition nach Alaska beweisen zu knnen.

Wenn alles gut ging, würden sie in einigen Stunden in Seward landen. Von dem kleinen Hafen war es dann noch eine weite Reise zurück nach Deutschland; doch sie würden sich endlich von dieser kirrend kalten Einöde am Ende der Welt verabschieden knnen.

Körbers Glieder schmerzten und seine Zehen und Fingerspitzen waren immer noch taub vor Kalte. Er freute sich auf die Rückkehr in die Zivilisation: Ein richtiges Bett und ein heißes, reinigendes Bad. Sie alle stanken mittlerweile wie die Schweine. Ausrüstung und Kleider waren muffig und feucht und hatten den Gestank der weiter hinten im Frachtraum angeketteten Schlittenhunde angenommen.

Ein weiterer unangenehmer Geruch drang in Körbers Nase - er kam aus Richtung Bug.

Althen sat dort an einem der kleinen Fenster, blickte nachdenklich in die vereiste Ferne und paffte dabei genüsslich eine seiner stinkenden Zigarren.

Nun, jeder beging den Triumph des Erfolges auf seine Weise. Krber ffnete die schmale, stohlerne Kassette, in der er seine Aufzeichnungen aufbewahrte und begann einen neuen Eintrag.

13. November 36

Erfolg! Nach all den Strapazen und dem Ausfall von Eissner befinden wir uns nun auf dem Rückflug. Unsere Fracht ist wohl auf.

Er hielt inne und sah zur Kiste. Sie mat etwa eineinhalb Meter in Breite, Höhe und Tiefe und auf der ihm zugewandten Seite prangte grot der Reichsadler.

Mit dem, was die Kiste in ihrem Inneren verbarg, konnte er sehr zufrieden sein. Es war nicht alles so verlaufen, wie er es sich vorgestellt hatte - aber das Ergebnis war, was zahlte.

Das Mädchen war wach. Ihre Haut war dunkel und ihr Haar schlohwei. Krber schtzte ihr Alter auf Dreizehn. Sie lugte durch eines der schmalen Löcher, die sie ins obere Drittel der Kiste gebohrt hatten, damit ihre wertvolle Fracht nicht erstickte.

Die dunklen Augen des Mädchens bedachten ihn mit einem prüfenden Blick, ohne jede Emotion.

Weder Gefühl noch Verstand. Da hat das Biest was mit Althen gemeinsam, dachte er grimmig.

"Und? Ist sie ruhig?" fragte Althen, der pltzlich neben ihm stand. Krber fuhr vor Schreck zusammen und versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen. Das zufriedene Grinsen in Althens Gesicht zeigte, dass er damit keinen Erfolg gehabt hatte.

"Warum so nervös?" Aufmunternd klopfte Althen ihm auf die Schulter. "In Berlin werden sie uns wie Helden feiern."

"Das werden wir noch sehen, Althen. Im übrigen bin ich keineswegs nervös." Zur Bekräftigung klappte er seine Kladde wieder zu und sicherte ihre metallene Hlle.

Althen grinste immer noch.

"Nun, wenn das so ist, Professor..." Er nahm den Stummel seiner Zigarre, steckte sie durch eines der Löcher in der Kiste und drckte die Glut auf dem Körper des Mädchens aus. Es heulte vor Schmerz auf und klang dabei fast wie ein beseeltes Wesen. Krber roch versengtes Fleisch und verzog angewidert das Gesicht.

"Sind sie wahnsinnig?" schrie er und sprang auf, um den Schaden zu begutachten.

"Was denn?", verteidigte sich Althen achselzuckend. "Wenn es das ist, für was sie es halten, dann macht es dem kleinen Biest nichts aus. Sehen sie das als einen ersten, kleinen Test." Zu seiner eigenen

Äoeberraschung hielt er Althens herausfordernden Blick stand.

"Sie haben wohl immer noch nicht begriffen, was Sie hier vor sich haben, Althen, nicht wahr?"

KÄ¶rbers Gesicht war krebsrot angelaufen. Althen warf einen Blick auf das MÄ¤dchen.

"Eine verfilzte, dreckige, stinkende, weiÄ¥haarige Indianerfotze wÄ¼rde ich sagen."

Seine kalten, wasserblauen Augen musterten KÄ¶rber. Dabei spielte er mit etwas in seiner behandschuhten Hand. Mit einer schnellen Bewegung griff KÄ¶rber danach und nahm es ihm ab.

"Woher haben sie das?" fragte er. Althen deutete nur mit einem Kopfnicken zur Kiste.

"Hatte es bei sich." KÄ¶rber sah ihn an. SchlieÄ¥lich schnalzte Althen mit der Zunge "Na schÄ¶n, sie trug es um den Hals."

KÄ¶rber begutachtete Althens â€°FundstÄ¼ckâ€¹. Es war ein steinernes Amulett, das an einem ledernen Band befestigt war. Der Stein schien nichts Besonderes zu sein. Ein geschliffener HÄ¤matit in Form eines Sterns, dessen Eckpunkte mit feinen weiÄ¥en, in den Stein geritzten Linien miteinander verbunden waren.

"Warum haben Sie es ihr abgenommen?" fragte er und sah wieder in die Kiste. Das MÄ¤dchen zeigte erstmals eine menschliche Regung: Sie lÄ¤chelte. Sie lÄ¤chelte und hielt sich die von Althen verbrannte Stelle.

"Dieses jÄ¼dische GehÄ¤nge erschien mir zu... unangemessen." KÄ¶rber verstand sofort, worauf Althen anspielte. UnglÄ¤ubig Ä¼ber soviel Ignoranz schÄ¼ttelte er mit dem Kopf.

"Herr Gott, Althen. Das ist ein Pentagramm! Ein fÄ¼nfeckiger Stern! Ein Davidstern ist sechseckig!"

Glaubte dieser Idiot wirklich, dass eine nordamerikanische Indianerin ein jÄ¼disches Symbol um den Hals trug? WÄ¼tend hielt er Althen das Amulett unter die Nase. Althen verzog keine Miene.

"Ich kenne durchaus den Unterschied zwischen einem Pentagramm und einem Davidstern." erklÄ¤rte er im Plauderton. "Aber wollen Sie es wirklich darauf ankommen lassen, dass der ReichsfÄ¼hrer ihn kennt - oder schlimmer - unser geliebter FÄ¼hrer selbst?" fragte er, Ä¶ffnete seine Hand und wartete.

Da hatte Althen natÄ¼rlich Recht. Die Gefahr einer Fehlinterpretation an oberster Stelle war zu groÄ¥. Sie hatten mit dieser Operation bereits zuviel riskiert. Er musste an Eissner denken. Mit einem Seufzer gab er Althen den Talisman zurÄ¼ck. Dieser nahm ihn stumm und lieÄ¥t ihn in seiner Brusttasche verschwinden.

PlÄ¶tzlich hÄ¶rten sie aus der Kiste ein Wimmern. Beide MÄ¤nner sahen sich kurz an, dann stÄ¼rmten sie zur Kiste und sahen hinein. Das weiÄ¥haarige MÄ¤dchen lag auf dem Boden und krÄ¼mmte sich vor Schmerz.

Die Schlittenhunde begannen zu Bellen und zu Jaulen. Wie von Sinnen zerrten sie an ihren Ketten und schnappten hysterisch um sich.

Was zum Teufel geht hier vor?, dachte KÄ¶rber. Doch um die Hunde konnte er sich spÄ¤ter kÄ¼mmern.

"Sie kollabiert! Wir dÄ¼rfen sie nicht verlieren!" schrie er und begann sich nach etwas umzusehen, um die Kiste zu Ä¶ffnen. Kurz entschlossen zog er eine der Zeltstangen aus einem der verzurrten BÄ¼ndel mit der AusrÄ¼stung neben ihm und setzte sie dann als Brechstange ein, um eines der vernagelten Bretter aufzuhebeln. Er spÄ¼rte, wie Althens Hand ihn grob zurÄ¼ckriß.

"Sind Sie Ä¼bergeschnappt? Denken Sie daran, was dieses Ding mit Eissner angestellt hat!" Mit einem Ruck lÄ¶ste sich KÄ¶rber aus Althens Griff.

"Da war Vollmond, Sie Idiot! Helfen Sie mir lieber, zum Teufel." knurrte er ihn an und begann die Kiste aufzustemmen. Wieder wand sich das weiÄ¥haarige MÄ¤dchen in grÄ¶Ä¥ter Pein. Ihre Augen waren verdreht und schienen im Schummerlicht des Frachtraums zu glÄ¼hen.

Wir verlieren sie!, dachte er, wÄ¤hrend er das erste schwere Brett vom Deckel der Kiste hob.

Wir waren so kurz davor. Es darf nicht so enden.

Nicht so...